

Japanische Literaturwissenschaft – Fachtexte. Herausgegeben von Bruno LEWIN, bearbeitet von Claus FISCHER, Irmela HIJIIYA-KIRSCHNEREIT und Roland SCHNEIDER; Wiesbaden 1981, Otto Harrassowitz, 44,- DM.

Aufgefordert, an anderem Orte eine Kurzanzeige des vorliegenden Bandes zu schreiben, fand der Rezensent große Teile des Buches so problematisch, daß er sich entschloß, die Kurzanzeige abzusagen und stattdessen hier seine Meinung ausführlicher darzulegen.

Der Band schließt sich an eine vor sieben Jahren von dem gleichen Herausgeber veröffentlichte Sammlung *Japanische Fachtexte – Japanische Sprachwissenschaft* (Sanyusya, Tôkyô 1974) an und ist in Zielsetzung und Aufbau gleichartig. Er ist laut Vorwort des Herausgebers „für den fachspezifischen Sprachunterricht verbunden mit der Einführung in eine japanologische Fachrichtung und deren landesinterne Fachliteratur“ gedacht, d.h. für Studenten, die ein Grundstudium der modernen japanischen Umgangssprache hinter sich haben. Vom Schwierigkeitsgrad der Texte zu schließen, dürfte das – je nach der Intensität des Sprachunterrichts – das vierte bis sechste Semester sein. Es ist zu begrüßen, daß der Herausgeber so intensiv bemüht ist, Lehrbücher für deutschsprechende Studenten bereitzustellen (hierzu sind auch sein *Abriß der Japanischen Grammatik*, 1959, verb. Auflage 1975, und seine *Japanische Chrestomathie*, 1965, zu rechnen). In einem Fach, in dem es eine deutliche Tendenz zum hochspezialisierten und isolierten wissenschaftlichen Einzelaufsatz gibt, ist eine solche, zwischen Sprachausbildung und wissenschaftlicher Arbeit vermittelnde Anstrengung sehr dankenswert. Wenn im folgenden kritische Anmerkungen zu dem vorliegenden Band gebracht werden müssen, so wird das hoffentlich nicht die Mitarbeiter dieses Bandes oder andere Leser entmutigen, gerade in diese Richtung weiterzuarbeiten: Was wir brauchen sind Einführungen in spezielle Arbeitsgebiete, Forschungsberichte, Bibliographien, Übersetzungen japanischer Fachliteratur etc.: Lehrmaterialien aller Art für Studenten mittlerer und höherer Semesterzahl.

Das Buch baut sich folgendermaßen auf: vier einführende Aufsätze (jeweils zwei von R. Schneider und C. Fischer) zur japanischen „Literaturwissenschaft“ („Literaturforschung“ wäre m.E. auch angesichts des japanischen Sprachgebrauchs wohl angemessener gewesen); sodann 27 Auszüge (jeweils eineinhalb bis fünf Seiten) aus einschlägigen japanischen Texten, versehen mit deutschen Übersetzungen und Anmerkungen von I. Hijiya-Kirschnerreit, welche auch ein nützliches „Fachterminologisches Glossar“ beige-steuert hat.

Der erste einleitende Aufsatz von R. Schneider über die „Entwicklung der japanischen Literaturwissenschaft bis 1868“ gibt einen kompetenten Überblick über die Geschichte der mittelalterlichen und edozeitlichen Literaturforschung. Der zweite Aufsatz umfaßt a) eine luzide und gut durchdachte Übersicht über die großen methodischen „Lager“ innerhalb der modernen japanischen Forschung zur japanischen Literatur, und b) einen nützlichen Literaturbericht über die neueren japanischen Arbeiten zur „klassischen“ japanischen Literatur (vor 1868). Der Rezensent vermißt hier etwas (wie auch in dem ganzen Band) Literaturhinweise, vor allem solche auf europäischsprachige Literatur. Gerade der hiesige Student, der bestenfalls gegen Ende seines Studiums in der Lage ist, flüssig größere Mengen japanischer Sekundärliteratur zu lesen und zu verarbeiten, ist doch sehr froh, wenn er entdeckt, daß es über die zitierten Forschungstexte bereits europäischsprachige Literatur gibt: Zur *kokugaku* existiert inzwischen eine relativ umfangreiche Sekundärliteratur in Englisch und Deutsch. Es gibt sogar einige Übersetzungen von Primärtexten, durch welche sich dem Studenten der weltanschauliche Hintergrund jener besonderen Tradition der Literaturforschung erschließen könnte. Zur Geschichte der *Manyôshû*- und

der *Tsurezuregusa*-Forschung z.B. liegen Zeitschriftenartikel vor (MN VIII, 1952, H. DUMOULIN; OE XXVI, 1979, R. SCHNEIDER). Solche Literaturhinweise hätten dieses Lehrbuch zu einem echten Arbeitsbuch gemacht. Dieser Einwand ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die beiden einleitenden Aufsätze von R. Schneider den einzigen uneingeschränkt empfehlenswerten Teil des Buches darstellen. An Druckfehlern bleibt anzumerken: S. 45, Z. 13, Sekine Masanao; S. 47, Z. 21, ein fehlendes Kanji bei Takatsu Kuwasaburô; S. 47, Z. 20, sollte Migami besser Mikami gelesen werden.

Der erste Aufsatz von C. Fischer („Die japanische Literaturwissenschaft seit 1868“) überschneidet sich in der Darstellung der literaturwissenschaftlichen „Schulen“ mit dem zweiten Aufsatz von R. Schneider (hier ist die Darstellung von R. Schneider zweifellos vorzuziehen) – ein Zeichen für die mangelhafte Koordination zwischen den Mitarbeitern. Mangelhafte Koordination zeigt sich auch in der Übersetzung der Termini: so wird *re-kishi-shakai-gaku*-(*ha*) von R. Schneider als „historisch-sozialwissenschaftliche Literaturwissenschaft, besser: gesellschaftsbezogene Literaturstudien“ (S. 29) wiedergegeben, von C. Fischer dagegen mit „historisch-soziale Schule“ (S. 58) und von I. Hijiya-Kirschner mit „historisch-soziologische Schule“ (S. 273) übersetzt. Bei C. Fischers Aufsätzen stört die häufig sehr holprige Diktion:

S. 57, Z. 8: „Der dem japanischen Volk eigene, ethnisch und historisch bedingte Stil dieser Literatur sollte objektiviert werden, und Literaturwissenschaft durch ihren Gegenstand selbst als Wissenschaftsdisziplin bestimmt sein.“

S. 57, Z. 14: „Obschon seine Auffassung in der Reihe von Ishiyama, Takagi und Kazamaki steht, wurde sie aufgrund seiner durchgreifenden Theoretisierung (...) speziell als Methode Okazakis verstanden.“

S. 57, Z. 30: „Im Zusammenhang mit dem Erstarken der proletarischen Bewegung in Japan ist nicht nur auf dem literarisch-schöpferischen Sektor, sondern auch auf dem literaturwissenschaftlichen Gebiet eine starke Berücksichtigung der Methode des historischen Materialismus zu konstatieren.“

S. 57, Z. 38: „Erst als ..., wurde die Bedeutung von Tsudas gesellschaftsgeschichtlichem Ansatz im Zusammenhang mit der Notwendigkeit der Überprüfung der literaturwissenschaftlichen Methoden von manchen Leuten anerkannt.“

Vor allem in C. Fischers zweitem Aufsatz („Moderne literarische Strömungen als Gegenstand der neueren Literaturwissenschaft“), in welchem der Verfasser sehr viele Namen und Buchtitel unterzubringen versucht, kommt es häufig zu ermüdenden und nichtssagenden Aufzählungen: S. 69, Z. 9: „Zusammenfassende Darstellungen zur Shinkankakuha finden wir bei ... Zur Shinkô-geijutsu-ha sind Aufsätze von zeitgenössischen Kritikern (wie ...) zu nennen. Arbeiten zum Formalismus stammen von ... Zum Neopsychologismus ist von ... zu nennen.“

Eine falsche Namenslesung (S. 69, Z. 14, Nakamura Burafu ist Nakamura Murao) und wenige Druckfehler sind anzumerken: S. 59, Z. 5, Ishimoda Shô; S. 65, Z. 7, Dazai Osamu.

Insgesamt gesehen sind die beiden Aufsätze von C. Fischer bei allem Wissen und Fleiß zu „pedestrian“ und helfen dem Studenten wenig, sich auf die besonderen Schwierigkeiten beim Verständnis japanischer Sekundärliteratur zur modernen japanischen Literatur einzustellen: Das Verwirrende für aus der jetzigen westdeutschen „literaturwissenschaftlichen“ Diskussion kommende Studenten ist 1. die Seltenheit expliziter methodischer Überlegungen, 2. das starke weltanschaulich-persönliche Element in der japanischen Forschungsliteratur, 3. das Fehlen einer deutlichen Grenze zwischen Literaturforschung und Literaturkritik (hier folgt Japan der angelsächsischen Tradition). Diese grundlegenden Eigentümlichkeiten haben ihre negativen und positiven Seiten (die negativen

Seiten sind neuerdings von I. Hijiya-Kirschner in mehreren Aufsätzen dargestellt worden), welche man den Studenten gerade in einer solchen Einführung auseinandersetzen und verständlich machen sollte. Eine historische Erklärung dieser Charakteristika und eine Darstellung ihrer negativen wie positiven Folgen (vielleicht verbunden mit einigen Worten zu den beengten Lebens- und Arbeitsverhältnissen japanischer Gelehrter) würden dem Studenten helfen, japanischer Sekundärliteratur verständnisvoller – d.h. auch kritischer – zu begegnen, gleichzeitig aber auch mit abfälligen Urteilen etwas zurückhaltender zu sein.

Die zweifellos undankbarste Aufgabe hatte I. Hijiya-Kirschner: die Übersetzung und Kommentierung einer großen Zahl von Texten quer durch alle Entwicklungsperioden und Genres der japanischen Literatur, deren tiefere inhaltliche „Beherrschung“ von keinem einzelnen Wissenschaftler erwartet werden kann. Dazu kam die im Vorwort des Bandes festgelegte Strategie, daß die Übersetzung „durch eine Satzfügung, welche dem Original relativ nahesteht, das richtige Textverständnis sichern soll“. Der Rezensent hält diese Entscheidung für problematisch. Dieser Band ist für Studenten mittlerer Semesterzahl gedacht. Die Grundtatsachen des japanischen Satzbaus können doch wohl als bekannt vorausgesetzt werden (sie werden gleichwohl ständig in überflüssigen Anmerkungen erklärt, während die wirklichen Schwierigkeiten oft genug mit Schweigen übergangen werden). Worauf es auf dieser Studienstufe ankommt, ist zu lernen, echte japanische Sätze in echte deutsche Sätze umzusetzen, ein Gefühl dafür zu entwickeln, welche idiomatischen Wendungen, welche Satzkonstruktionen, welche Stilebenen sich in den beiden Sprachen Japanisch und Deutsch entsprechen. So ist die mechanische Transposition von japanischen Satzkonstruktionen in scheinbar parallele deutsche Satzkonstruktionen (etwa die auch in diesem Band ständig vorgenommene Umsetzung japanischer „Rentaikei-Sätze“ in deutsche Relativsätze) gerade der Fehler, gegen den der Japanisch-Lehrer tagtäglich anzukämpfen hat, wenn er Studenten in die Lektüre des modernen Japanisch einführt. Natürlich verwendet jeder Lehrer derartige „Übersetzungen“ gelegentlich, um den „Mechanismus“ eines japanischen Satzes zu erklären – aber nur, um sofort anschließend zu betonen, daß eine adäquate Übersetzung des Satzes ganz anders aussieht (Heinrich Steinhöwel 1475 im Vorwort zu seinem *Esopus*: „...mit wort uß wort sunder sin uß sin“). D.h. eine solche „Übersetzung“ ist eine aus pädagogischen Gründen eingefügte Zwischenstufe auf dem Weg zur Erarbeitung einer wirklichen Übersetzung, welche Zwischenstufe allerdings in diesem Bande, da für die pädagogischen Erläuterungen der Anmerkungsapparat zur Verfügung steht, überflüssig ist, ja, angesichts des Fehlens der Endstufe – der wirklichen Übersetzung – gar nicht hätte gebracht werden dürfen. Was hier hätte geleistet werden müssen, ist: Vorführung exemplarischer Übersetzungen, nicht: Bestätigung des Lernenden in seinen sowieso täglich begangenen Fehlern. Insbesondere angesichts des erschreckenden muttersprachlichen Niveaus der jüngeren Studenten sollte alles getan werden, um das sowieso täglich von Zeitung und Fernsehen untergrabene Sprachgefühl der Studenten nicht auch noch in der Japanologie zu verunsichern.

Als eine weitere Aufgabe des Textteiles wäre die Anleitung zur kritischen Lektüre der Texte durch die Kommentierung der impliziten und expliziten wissenschaftstheoretischen und allgemein weltanschaulichen Prämissen der Texte zu nennen. Gerade dies wird aber in den Anmerkungen nicht versucht. Selbst Hinweise auf Verbindungen der einzelnen Texte zu den in den einleitenden Aufsätzen dargestellten methodischen „Schulen“ fehlen. Wenn etwa bei Text Nr. 16 (Odagiri Hideo) dem Leser nicht klargemacht wird, in wie weit Odagiris eigene Erfahrung in der sozialistischen Bewegung und der Zeitpunkt der

Niederschrift (1946) den Gedankengang des Textes bestimmen, auch nicht gesagt wird, daß Odagiri in der Nähe der „historischsoziologischen Schule“ steht und von einer undogmatisch-marxistischen Position aus Literatur zu verstehen versucht, auch nicht die angeführten zentralen Begriffe aus Kitamura Tōkokus Denken (z.B. „Inneres Leben“) erläutert werden und nicht die offenen und versteckten Zitate nachgewiesen werden, dann muß ein solcher Text (der zudem nur ein kleiner Auszug ist) weitgehend unverständlich bleiben. Es ist sogar zu befürchten, daß eine solche Präsentationsweise den Vorurteilen der deutschen Studenten gegenüber japanischer Sekundärliteratur („konfus“, „schlampig“, „unwissenschaftlich“) vorarbeitet.

Aber auch abgesehen von der Frage der Übersetzungsstrategie und der Textpräsentation sind die hier vorgelegten Übersetzungen sehr problematisch. Um dies zu belegen, seien zunächst mehrere Passagen aus Text Nr.5 in der vorliegenden Übersetzung (A) und einer Übersetzung des Rezensenten (B) nebeneinandergestellt:

S. 109, Z. 1: (A) *Das Manyōshū als eine Liedersammlung zur Beruhigung der Totenseelen.*
(B) *Das Manyōshū als eine Sammlung von Liedern zur Beruhigung der Totenseelen.*

Anm.: Bereits in der Überschrift steckt ein Problem: Das Japanische ist hier doppeldeutig; der Übersetzer muß die inhaltlich sinnvollere Möglichkeit wählen.

S. 109, Z. 3: (A) *„Manyōshū“ – gut, aber diejenigen Bände, die am besten zu dem Namen „Manyōshū“ passen, sind, wie ich meine, die Bände acht und zehn.*

(B) Innerhalb des „Manyōshū“ passen meiner Meinung nach die Bände acht und zehn am besten zu diesem Titel.

Anm.: *de mo* ist hier nicht, wie Anm. 2 sagt, „Suspensivform der Kopula + Postp. *-mo* = konzessives Prädikat ‚es mag wohl sein, aber ...‘“ sondern: Kasuspartikel (in der Terminologie dieses Bandes: Postposition) *de* (hier für: *no naka de*) + Modalpartikel *mo* = „innerhalb des ... wiederum“. Tatsächlich ist bei *de mo* die Abgrenzung zwischen Kopula *de* und Kasuspartikel *de* oft schwierig (vgl. NKDJ Bd. 14, S.282). Für die vorliegende Stelle erscheint die Erklärung als Kasuspartikel jedoch sinnvoller.

S. 109, Z. 19: (A) *Das behauptet eigentlich Herr Kojima Noriyuki; aber nun das Wort „Manyō“. Bedeutet es „viele Generationen“, d.h. ewig lange, oder bedeutet es „viele (Wort-) Blätter“, d.h. viele Gedichte – was von beiden denn? Also, in der damaligen Zeit wurde es ohne Frage fast nicht in der Bedeutung „viele Wörter“ gebraucht, aber die Bedeutung „ewig lange“ war außerordentlich stark, sozusagen.*

(B) Kojima Noriyuki fragt nun folgendes: Wie versteht man das Wort „Manyō“: in der Bedeutung „viele Generationen“ d.h. „ewig“ oder als „viele Wortblätter“ d.h. „zahllose Gedichte“? Und da behauptet er nun, nicht nur damals [, sondern ganz allgemein] werde es in der Bedeutung „viele Wörter“ kaum gebraucht, vielmehr sei die Bedeutung „ewige Zeit“ sehr stark.

Anm.: Die Formel... *kedo ne* kann – wie in einer Anmerkung gesagt wird – eine Einschränkung des Aussageinhalts bezeichnen, kann aber auch nur ein Zeichen der Zurückhaltung gegenüber dem Gesprächspartner sein (sehr locker und gewohnheitsmäßig eingesetzt). Sätze mit diesem Schluß können sich auf den vorangegangenen Satz beziehen, weisen in der Regel jedoch auf den folgenden Satz voraus. Dies ist hier der Fall, wie zweifelsfrei aus der Folge der Gedanken und dem Schluß des Abschnitts hervorgeht): Da die so eingeleitete Aussage syntaktisch ziemlich lose gebaut ist, wird das Ganze zum Schluß noch einmal mit *to iu fū ni* (so etwas behauptet er) zusammengefaßt. Diesen Schluß hat die Übersetzerin mit dem völlig unverständlichen, nachklappernden „sozusagen“ wiedergegeben. Das, was in A mit „ohne Frage“ übersetzt wird, ist in B mit „nicht

nur ... sondern“ wiedergegeben worden. Meines Erachtens kann *towazu* nie dem deutschen „ohne Frage“ (als einem auf das folgende bezogenen adverbialen Ausdruck) entsprechen, sondern muß auf ein *davor* genanntes Objekt N (mit *wo* oder *wa*) bezogen werden: „ohne nach N zu fragen“ = „einmal ganz abgesehen von N (N versteht sich von selbst)“. Der Text ist allerdings hier – und nicht nur hier – etwas unklar, da er allgemein ein sehr dürftiges Japanisch (damit ist nicht die stark umgangssprachliche Sprachform gemeint!) verwendet.

Das die zwei Sätze verbindende *so suru to* bedeutet: „wenn man so tut (= fragt), dann ergibt sich ...“. In der Übersetzung des Rezensenten ist dies mit dem Abschnittschluß und der Abschnitteinleitung zusammengezogen und als „und da behauptet er nun“ übersetzt worden.

S. 109, Z. 25: (A) *Daß man in dem heute allgemein verbreiteten Verständnis „Manyô“ als „zehntausend Wortblätter“ auffaßt, ist ein Mißverständnis.*

(B) Nach dem heutigen allgemeinen Wissenstand vom „Manyôshû“ ist die Interpretation des Titels als „zehntausend Wortblätter“ ein Mißverständnis.

Anm.: Dieser Satz ist im Original doppeldeutig. Die Übersetzung A wählt m. E. die falsche der beiden Alternativen. In jedem Fall hätten aber beide möglichen Übersetzungen angemerkt werden müssen (die Übersetzung B interpretiert *manyô* als Abkürzung für „*Manyôshû*“).

S. 111, Z. 11: (A) *Wenn ich hier mal abbreche – der Band zwei schließt mit einem Lied, das so lautet, daß ein Mädchen der Insel Himeshima sich ins Wasser gestürzt hat und es heißt: „der Name der Lieben wird tausend Generationen dahinfließen“.*

(B) Wenn man dies letzte Gedicht wegläßt, dann endet der Band zwei mit den Gedichten aus Anlaß des Selbstmordes eines Mädchens von der Insel Himeshima im Wasser: „... der Name dieses Mädchens wird tausend Generationen dahinfließen“.

Anm.: Gerade vorher war gesagt worden, daß der Band zwei mit einem ganz anderen Gedicht schließt. Wenn man das heute am Ende von Band zwei stehende Gedicht des Prinzen Shiki (samt den zwei begleitenden Kurzgedichten und ihren zwei Varianten) wegstreicht, dann stehen zwei an jenes tote Mädchen gerichtete Gedichte am Schluß (das Zitat stammt aus dem ersten der beiden Gedichte). Aus dem Originaltext geht keineswegs deutlich hervor, daß es sich bei *imo* um die „Liebe“ des Dichters handelt. Es ist möglicherweise ein fremdes „Mädchen“ (*imo*) gemeint. Der „Selbstmord“ ist Interpretation des Sprechers (Umehara) und findet sich nicht im Originaltext.

S. 111, Z. 29: (A) *„der ertrinkenden Liebe Gestalt“*; (B) *„des ertrunkenen Mädchens Gestalt“*. Anm.: „ertrinkenden“ ist aus grammatikalischen und inhaltlichen Gründen nicht möglich.

S. 111, Z. 30: (A) *diese Gedichte werden die letzten. Was sind das eigentlich für Gedichte? In Band eins und zwei [des Manyôshû] treten Dichter aus dem Kaiserhaus auf, oder aber große Dichter dichten; aber auch ein gewisser Kawabe no Miyabito hat da den Leichnam einer unbekanntenen Verstorbenen besungen und ist selbst ein Unbekannter.*

(B) Diese Gedichte wären dann die letzten des Bandes. Was sind das nun für Gedichte? Während in Band eins und zwei entweder Dichter aus dem Kaiserhaus auftreten oder besonders bedeutende Dichter dichten, wird hier eine unbekannt Leiche von einem gewissen Kawabe no Miyabito, das heißt einem gleichfalls unbekannt Menschen, besungen.

Anm.: Die mechanische Übersetzung von *naru* mit „werden“ ist auch sonst zu finden: auf der gleichen Seite, Zeile 21, und z. B. S. 173, Z. 8. Der Japanisch-Lernende muß sich dagegen frühzeitig angewöhnen, *naru* differenziert zu übersetzen: *sensei ni naru* = „er wird Lehrer“; *sore wa kaiketsu ni naranai* = „das ist keine Lösung des Problems“; *ie no ushiro wa sugu yama ni naru* = „sofort hinter dem Haus beginnen die Berge“ – wobei sich der Übersetzer bewußt sein muß, welche Nuance notwendigerweise etwa bei der Übersetzung mit „ist“ verloren geht.

S. 111, letzte Zeile: (A) *Ikeda:* *Nein, ich interpretiere das mühelos. Ein solches Lied singt man nämlich auch während der Begräbnisfeier irgendeiner Person. Es ist so, daß man sich bei einem angetriebenen toten Menschen die Tatsache bewußt macht: „Du bist gestorben“. Denn wenn man es sich nicht bewußt macht, daß er gestorben ist, ist man ängstlich, daß er wieder ins Leben kommt.*

Umehara: *Ist es eine Beruhigung der Totenseele?*

(B) *Ikeda:* Ich sehe da keine besondere Schwierigkeit der Interpretation. Solche Lieder sang man bei jedem derartigen Begräbnis [unabhängig von der Stellung des Toten]. Man wendet sich an den angetriebenen toten Menschen und macht ihm bewußt: „Du bist tot“. Wenn er tot ist, man es ihm aber nicht bewußt macht, dann wird er wieder lebendig – davor hat man Angst.

Umehara: Sie meinen, es handelt sich um eine „Beruhigung der Totenseele“?

(A) *Ikeda:* *In der damaligen Zeit hat man Lieder gesungen, in denen solche Hergänge überliefert worden sind, es war gebräuchlich. Beispielsweise bei einer Begräbnisfeier bei mir, als mein Vater gestorben war, sang man anläßlich der Beruhigung der Totenseele ein wirksames Lied. Also, es besteht zwar gar kein Zusammenhang, aber unter die Lieder des „Manyôshû“ als einer Sammlung zur Beruhigung der Totenseelen haben die besagten Gedichte Eingang gefunden.*

Umehara: [Gedichtzitat] – *in einem solchen Fall wird es wohl eine Ertrunkene sein.*

Ikeda: *Es ist eine Ertrunkene. Auch wenn von der Insel Saminenoshima die Rede ist, ist es immer so.*

(B) *Ikeda:* Bei der Gelegenheit singt man dann Lieder, in denen so etwas überliefert ist, d. h. man verwendet die Lieder weiter. Das ist das gleiche, wie wenn man z. B. bei meinem Begräbnis ein Lied sänge, das beim Tode meines Vaters als Beruhigung der Totenseele wirksam gewesen ist. Deshalb kommt so ein Lied – auch wenn es keinen Zusammenhang mit den benachbarten Liedern hat – unter die Lieder des *Manyôshû*, insofern dieses eine Sammlung von Liedern zur Beruhigung der Totenseelen ist.

Umehara: [Gedichtzitat] – das heißt wohl, daß es sich um eine aufgedunsene Wasserleiche handelt.

Ikeda: Es ist eine Wasserleiche. Auch die Tote auf der Insel Saminenoshima ist eine Wasserleiche.

Anm.: In der Passage mit dem Begräbnis des Vaters, welche in Übersetzung A völlig unverständlich ist, sind allerdings noch zwei weitere Schwierigkeiten enthalten, über die man diskutieren kann – welche aber in A mit Schweigen übergangen werden: *ryûyô shite* kann rückwärts (wie in der Übersetzung des Rezensenten), genauso gut aber auch vorwärts bezogen werden: Dies ließe sich praktisch nur durch Abhören des Tonbandes entscheiden (ob der Sprecher vorher oder nachher Luft holt). Die zweite Schwierigkeit ist: Der dann folgende Satz mit dem hypothetischen Beispiel könnte – grammatisch gesehen – auch ein völlig reales Beispiel zitieren. Da es im heutigen Japan diesen Brauch nicht gibt, ist das Beispiel als ein hypothetisches zu übersetzen (und dementsprechend „Das ist das gleiche, wie wenn“ zu ergänzen).

Auch in den Anmerkungen finden sich einige Fehler:

S. 109, Anm. 7: Die hier gegebene Lesung *sette* ist Unfug. Kein Japaner spricht so; kein Japaner versteht das. Gelesen wird: *setsu tte*. *tte* steht hier für die Zitatpartikel *to* (in anderen Zusammenhängen kann es auch für *to iu* und *to itte* stehen. Vgl. NKDJ Bd. 14, S. 33, und S.E. MARTIN, *A Reference Grammar of Japanese*, S. 939, S. 1001). *tte* kommt in so alltäglichen Wendungen vor wie: *sanji ni kuru tte* (er hat gesagt, er kommt um drei Uhr).
S. 111, Anm. 19: Die Lesung *shichô no* ist falsch (die anschließende Erklärung allerdings richtig). Es muß *shichau no* heißen – auch dies eine tagtäglich zu hörende Floskel. (MARTIN, o. e. S. 533)

S. 112, Anm. 20: *Shindan-datte* ist nicht, – wie die Anm. sagt, aus *shinda-no-de-atta-to* kontrahiert, sondern entspricht: *shinda no da to* und sollte deshalb *shinda n da tte* transkribiert werden (es ist das gleiche, mit hohem „pitch“ gesprochene, *tte* wie oben).

S. 112, Anm. 21: *Shindatte* ist nicht aus *shinde-atte (mo)* kontrahiert, sondern entspricht *shinda to te (mo)* bzw. *shinda to itte (mo)* (vgl. MARTIN, o. e., S. 940): „(Auch) wenn er tot ist... wird er wieder lebendig.“ Dieses konzessive *tte* wird ohne die beim zitierenden *tte* vorgeschaltete kurze Pause (der Akzent liegt nicht auf dem „e“ sondern dem vorangegangenen „a“!) gesprochen. Wir finden es in Sätzen wie: *nani o ittatte heiki da* (= Ist mir egal, was er sagt). Etwas weniger wahrscheinlich, wenn auch nicht unmöglich, wäre hier die Interpretation des *tte* als *to*: d. h. daß der an sich bekannte Inhalt von *jikaku-saseru* nur wiederholt wird: „Wenn man ihm nicht bewußt macht, daß er tot ist, ...“ (auch dies könnte endgültig nur anhand des Tonbandes entschieden werden).

Der Text Nr. 5 enthält als Niederschrift eines saloppen Gesprächs zweifellos besondere Schwierigkeiten, weshalb die Übersetzungsfehler hier außerordentlich zahlreich sind. Aber auch die übrigen Texte sind nicht fehlerfrei. Um den Leser nicht zu ermüden, seien nur noch einige bei diagonaler Lektüre des Bandes zufällig gefundene sinnentstellende Fehler aufgeführt:

S. 83, Z. 18: (A) *Insofern als sie konkret ist, wurde die Periodisierung ...* (B) Da sie insofern konkret ist, wird die Periodisierung ...

S. 93, Z. 5: (A) *Das Problem hierbei läuft natürlich darauf hinaus, was für die Literatur als Wesen zu bezeichnen ist, und unter den verschiedenen Erscheinungen der menschlichen Kultur gibt es wohl nichts, dessen Wesen auch nur annähernd so schwer zu erfassen ist wie [das der] Literatur.*

(B) Das Problem verschiebt sich damit ganz selbstverständlich zur Frage nach dem Wesen der Literatur. Nun gibt es unter den ... *Anm.*: Dies ist zwar „nur“ eine Frage des deutschen Stils und der deutschen Syntax –

S. 105, Z. 24, ist das entscheidende Wort „*bushi shakai*“ (Kriegergesellschaft) unter den Tisch gefallen.

S. 119, Z. 14: (A) *Es gibt keinen einzigen Anhaltspunkt oder Material, das beweist, welches (der beiden Kokinshû-Vorworte – W.S.) zuerst geschrieben wurde und welches besser ist.* (B) Es gibt keinen einzigen externen Beleg, aus dem hervorginge, welches der beiden Vorworte zuerst geschrieben wurde und welches den höheren Rang hat.

S. 159, Z. 23: (A) *Es mag daher natürlich erscheinen, daß die Yomihon, die in Annahme einer solchen Leserschicht verfaßt wurden, zu einer L'art-pour-L'art-Ideologie tendierten und daß die...*

(B) Es war deshalb wohl selbstverständlich, daß sich die für eine solche Leserschicht berechneten *Yomihon* zu einer gehobenen Ideologie-Literatur entwickelten, während die ...

Anm.: Der Autor Bakin ist der Repräsentant der konfuzianischen didaktischen Literaturkonzeption, allerdings mit gehobenem (gelehrten) Anspruch – das genaue Gegenteil von „l'art pour l'art“. Die Übersetzerin scheint das wohl zu wissen und merkt genau dies in der Anm.47 an – was die Übersetzung noch rätselhafter macht. Bei dem in Anm.46 als „unbekannt“ eingestuften Mokurō handelt es sich übrigens um Kimura Mokurō (1774–1856), einen hochgestellten Vasallen des Daimyō von Takamatsu, bekannt als Freund und literarischer Gesprächspartner Bakins.

S. 166, Z. 14: (A) *Ich fand interessant, was er über die Folies-Bergère geschrieben hat.*

(B) Interessant fand er die Folies-Bergère.

S. 177, Z.3: (A) *Er (Tōkoku) ist der Überzeugung, daß der heftige Konflikt, in dem das Ich mit der realen Welt steht, nicht durch Verleugnung und Resignation des Ich gelöst wird, denn nicht das Ich sei zu kritisieren, sondern vielmehr die reale Welt, die die Verneinung verdient.*

(B) Statt dem in heftigem Gegensatz zur realen Welt stehenden Ich etwa in Richtung auf Negierung des Ich oder Resignation seinen Ort zuzuweisen, ist er der Überzeugung, daß nicht das Ich zu tadeln ist, sondern daß vielmehr die reale Welt verdient, negiert zu werden.

Anm.: Die Übersetzung B ist – im Unterschied zur Übersetzung A – auf größtmögliche Nähe zum Original bedacht. Außerdem divergieren die beiden Übersetzungen in der Analyse der syntaktischen Struktur: Die Übersetzung A ordnet den gesamten Satz von *jissekai* bis *mono da* dem folgenden *to kakushin-suru* unter. Das ist sowohl logisch als auch grammatisch seltsam, da dann *shori-suru [kawari ni]* ([statt zu] erledigen) mit ... *mono da* (ist eine [negierenswerte] Sache), d.h. zwei grammatisch völlig verschiedenartige Prädikate mit verschiedenen Subjekten, einander gleichgeordnet werden. In der Übersetzung B sind *shori-suru [kawari ni]* und *kakushin-suru*, als gleichgeordnet behandelt worden. Zur Wortebene: Die Übersetzung von *shori-suru* ist sehr schwierig (direktes Objekt ist *jiko* = Ich!). Das Wort bedeutet: (ein Problem) lösen, (eine Situation) meistern, (einen Sachverhalt) erledigen (englische Lexika geben: *manage, deal with, dispose of*). Die Übersetzung des Rezensenten ist zweifellos etwas gewagt, und nur als ein Versuch zu werten, mit diesem schwierigen Wort *shori-suru* fertig zu werden (= *shori-suru*). Im übrigen ist die Anm. zu diesem Satz (S. 176, Anm.3) unverständlich: Weder ist *jiko* das grammatische, noch *tairitsu-kankei* das logische Subjekt irgendeines Satzes.

S. 177, Z.21: (A) *Gleichsam wie Bunzō in „Ukigumo“, der von niemandem in dem Werk [Ukigumo] verstanden und unterstützt wurde, wurde auf dieselbe Weise in der realen Welt auch Tōkokus Kampf von den demokratischen, revolutionären Bürgern und der arbeitenden Masse letzten Endes nicht wirklich unterstützt; und das beruht auf der besonderen Misere des modernen Japan.*

(B) Das beruht auf der besonderen Misere Japans, die sich darin äußerte, daß – ganz ähnlich wie Bunzō in Ukigumo von keiner anderen Person des Werkes verstanden oder unterstützt wird – Tōkokus Kampf schließlich in der realen Welt keine Unterstützung durch die demokratisch-revolutionären Bürger und die arbeitenden Massen erfuhr.

S. 179, Z. 19: (A) ... „ob die Literatur für einen Menschen eine Lebensaufgabe sein kann“ oder nicht, ...

(B) ... ob „die Literatur die Lebensaufgabe eines Mannes sein kann“ oder nicht ...

Anm.: An dieser Stelle wäre eine Anmerkung zu diesem hier unvollständig zitierten berühmten Satz Futabatei Shimeis geboten (Futabatei hat diesen Satz übrigens nie so geschrieben).

S. 204, Anm. 9 und 10: Wem nützen derartig dürftige Anmerkungen? (ebenso S. 188, Anm. 41, 42 etc.)

S. 217, Z. 6: Das Wort *fukusen* bedeutet nicht „Anspielung“, sondern stellt einen wichtigen erzähltechnischen Terminus (welcher im Glossar fehlt) dar: *fukusen* (wörtl.: „verdeckte Linie“) ist eine frühzeitig vom Autor in die Erzählung bzw. ins Drama eingebaute Voraussetzung späterer Handlungsentwicklungen, welche dem Leser in der Regel zunächst gar nicht als solche bewußt werden muß.

S. 221, Z. 14: *tashika ...-ta (to omou)* heißt nicht „meiner Ansicht nach war es zweifellos ...“ sondern bezeichnet im Gegenteil eine unsichere Erinnerung (*tashika* ohne die Partikel *ni* kombiniert mit einer Aussage in der Vergangenheit): „Wenn ich mich recht erinnere, war es „wenn ich mich nicht irre, war es ...“

S. 223, Z. 7: (A) *Diese Denkart, Kritik mit Schöpfung gleichzusetzen, ist eine allgemeine Denkart gegenüber der Kritik ...*

(B) Diese, Literaturkritik mit literarisch-schöpferischer Tätigkeit gleichsetzende Auffassung der Literaturkritik ist allgemein verbreitet ...

Anm.: Die Übersetzung des ganzen Artikels krankt daran, daß *hihan*, *hihyô* und *hyôron* (in anderen Artikeln auch *hinan*) undifferenziert mit dem einen Wort „Kritik“ wiedergegeben werden. Die Anm. 2 auf S. 218 klärt die Sache auch nicht weiter, wenn sie feststellt, daß *hyôron* und *hihyô* Synonyme sind (sie sind in diesem Artikel teilweise auswechselbar). *Hinan* ist die einen einzelnen Punkt betreffende, eventuell sehr subjektive negative Kritik: Tadel, Vorwurf, Rüge; *hihan* ist die systematische (von einem bestimmten positiven Standpunkt ausgehende) negative Kritik (z. B. politische Selbstkritik); *hihyô* ist die „Bewertung“, „kritische Würdigung“ (Übergang zu *hyôka*), und kann positiv wie negativ sein. Alle drei Wörter haben eine verbale Tendenz und werden gerne mit *suru* kombiniert. Das vierte Wort, *hyôron*, bezeichnet die kritische Erörterung (positiv wie negativ) und ist – wie die drei vorangegangenen Wörter – nicht auf die Literatur beschränkt. Da es den Text-Charakter betont (es wird nur selten mit *suru* kombiniert), wird dies Wort auch für jenes literarische Genre gebraucht, welches wir, mühsam genug, mit „Essay“, „Literaturkritik“ oder „kritische Prosa“ zu fassen versuchen. Dies ist eine der vielen Stellen, wo das Japanische – entgegen der landläufigen Ansicht – wesentlich exaktere Begriffe hat als das Deutsche. Bei der Übersetzung ins Deutsche kommt es deshalb oft zu Konfusionen, da die Lexika (und auch das Glossar dieses Bandes) hier ohne Rücksicht auf die Mehrdeutigkeit des deutschen Wortes „Kritik“ einfach eben dieses Wort als Äquivalent anbieten. Gleichfalls problematisch ist das Wort *sôsaku*, welches die Übersetzung A mit „Schöpfung“ (im Glossar: Schöpfung, Schaffen) wiedergibt. *Sôsaku* kann m. E. nie mit „Schöpfung“ wiedergegeben werden: Es bezeichnet gewöhnlich ein literarisches Werk, das nicht Übersetzung und nicht kritische Prosa ist (das Wort betont den Unterschied, und grad diese Nuance ist Voraussetzung des zitierten Satzes), ob es sich nun um Erzählung, Gedicht oder Drama handelt. Manchmal bezeichnet *sôsaku* auch die literarisch-schöpferische Tätigkeit als solche (aus stilistischen Gründen wurde oben auf diese Bedeutung ausgewichen).

Eine ähnliche Verwirrung herrscht in dem Wortfeld „Wissenschaft“: Bereits im ersten Text werden sowohl *gakumon* als auch *kagaku* (S. 78, Z. 1 u. 3) als „Wissenschaft“ übersetzt, ohne daß ihre erhebliche Bedeutungsdifferenz erläutert würde. *Bungeigaku* wird (S. 258 und passim) korrekt mit „Literaturwissenschaft“ wiedergegeben, der gleiche Terminus wird aber auch als Übersetzung von [*bungaku*] *kenkyû* (S. 219) gebraucht. Gerade in der Klärung der Bedeutungsgrenzen innerhalb solcher für das Literaturstudium wich-

tigen Wortfelder hätte dies Lehrbuch eine echte Aufgabe gehabt (zweisprachige Wörterbücher versagen hier völlig). Ein terminologisches Rätsel ist auch die im Glossar zu findende Aufeinanderfolge von *kindai* = „Neuzeit“ und *kindai bungaku* = „moderne Literatur“ (S. 266; auf S. 220, Anm. 25, wird die Zeitschrift gleichen Namens „Neuere Literatur“ genannt). Die vor dieser „Neuzeit“ liegende *kinsei* wird teils als „Neuere Zeit“ (S. 85), teils als „vormoderne Zeit“ (S. 154) wiedergegeben. Auch die Klärung dieser Begriffe und der hinter ihnen stehenden Vorstellungen vom Ablauf der Geschichte wäre eine Aufgabe dieses Lehrbuchs gewesen (etwa in den Anm. zu Text Nr. 2).

Der Leser mag selbst beurteilen, ob die angeführten Mängel und Fehler (die Liste könnte beliebig fortgesetzt werden) nur irgendwelche Randerscheinungen betreffen, oder nicht vielleicht doch ganz zentrale Punkte berühren, die ein Lehrbuch wie dieses lehren sollte. Sicherlich geht ein Teil der konkreten Fehler auch auf das Konto zu großer Eile bei der Fertigstellung des Bandes. Aber gerade an ein Lehrbuch müssen m.E. in puncto Exaktheit und Verlässlichkeit die höchsten Ansprüche gestellt werden, da die ins Auge gefaßten Leser in der Regel ja noch nicht fähig sind, eventuelle Fehler zu erkennen. Exaktheit und Verlässlichkeit jedoch erfordern viel Zeit.

Es ist im übrigen sehr zu bedauern, daß hier eine Wissenschaftlerin, die sich auf anderem Gebiet als kompetent und scharfsinnig ausgewiesen hat, in einem Arbeitsgebiet eingesetzt worden ist, das ihr offensichtlich überhaupt nicht liegt. Sie hätte zweifellos etwas sehr nützliches zu dem Band beigetragen, wenn sie für einen der einleitenden Artikel herangezogen worden wäre.

Der Japanisch Lehrende hat tagtäglich gegen das *hayagatten* der Studenten zu kämpfen: gegen das „schnelle Verstehen“, das zu früh und zu leicht sich einstellende Gefühl, man habe den Text, der vor einem liegt, verstanden. Der Student muß lernen, daß es nicht genügt, Vokabeln zweier Sprachen gegeneinander auszutauschen und einen passablen Sinn in das Ganze zu kriegen. Der Student muß lernen, daß es um das „Nach-Denken“ des fremden Gedankenganges geht. Selbst der konfuseste Text hat seine Logik, und diese Logik gilt es zu erfassen und in die eigene Sprache herüberzuretten. Der Student muß lernen, dabei um jedes Wort und um jeden Satz zu ringen. Er muß lernen, das einmal erlangte Verständnis, die scheinbar fertige Übersetzung immer wieder in Frage zu stellen. Er muß lernen, Lexika als die gefährlichen Freunde zu erkennen, die sie sind. Er muß lernen, wie viel Geschichte hinter jedem Wort der fremden und der eigenen Sprache steht. Er muß lernen, wie groß der Abstand der beiden Sprachen ist, wie schwer und gefährvoll unsere Arbeit ist, wie oft auch der Versierteste von uns irregeht oder nicht mehr weiter weiß. Das zu lernen, wäre das nicht „Philologie“ = Liebe zum Wort? Und wäre es nicht Aufgabe eines solchen Lehrbuchs, gerade dies zu lehren?

Der Rezensent weiß, daß er im Glashaus sitzt. Das Sprichwort rät ihm, nicht mit Steinen zu werfen. In der deutschen Japanologie gibt es bis heute praktisch keine Übersetzungskritik und keine Übersetzungsdiskussion. Die Arbeit des Übersetzens wird von manchen Japanologen als minderwertig, als geringere intellektuelle Fähigkeiten erfordern angesehen. Die durchaus notwendige Steigerung des theoretischen und methodischen Niveaus darf uns nicht dazu verführen, diese ganz zentrale Aufgabe des Übersetzens leicht zu nehmen. In einem weiten Sinne ist unsere ganze Arbeit „Übersetzen“ (aus einer Kultur in die andere) und stellt uns vor ähnliche Probleme wie das „alltägliche Übersetzen“. Der Rezensent würde sich glücklich schätzen, wenn er mit dieser Besprechung ein intensiveres Nachdenken und Überprüfen im Bereich des Übersetzens aus dem Japanischen ausgelöst haben sollte. Keiner von uns ist hier fehlerlos. Das ist aber kein Grund,

uns gegenseitig die Fehler zu übersehen oder sie nur hinter vorgehaltener Hand zu kritisieren. Erst wenn alle Glashäuser kaputt geworfen sind, haben wir den blauen Himmel über uns und können frei atmen.

Wolfgang Schamoni (München)

Wie ich nach Abschluß des Druckes erfahre, stammt die Übersetzung des Textes Nr.5 nicht von I. Hijiya -Kirschneireit. Es ist sehr zu bedauern, daß der Herausgeber die Verantwortlichkeiten nicht deutlicher im Vorwort des Bandes geklärt hat. (W.S.)